





Zoë Jenny

DAS PORTRAIT

Roman

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

C. gewidmet

1. Auflage 2007

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH

Frankfurt am Main 2007

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Umschlaggestaltung:

Laura J Gerlach, Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Clausen & Bosse GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-627-00142-1





Fast den ganzen Juni über hatte es geregnet. Die Zeitungen meldeten den schlechtesten Sommeranfang seit Jahrzehnten. Doch am Tag von Helens Ankunft war der Himmel wolkenlos, und die Temperaturen kletterten bereits in den frühen Morgenstunden in ungewöhnliche Höhen.

„Vielleicht ist es ein gutes Zeichen“, dachte Helen, die auf einem Fensterplatz im Flugzeug saß. Besser, an einem schönen Tag wie diesem an einem unbekanntem Ort anzukommen. Auf dem ausgeklappten Tisch lag eines der Brötchen, die die Stewardess an die Passagiere verteilt hatte. Aber sie war viel zu aufgeregt, um zu essen.

Sie schraubte die Lüftungsdüse auf, damit ihr die Luft direkt auf die Stirn strömte, aber es war trotzdem noch zu warm. Sie ärgerte sich jetzt, das langärmelige Hemd angezogen zu haben und nicht ein T-Shirt. Aber Gabriel war der Meinung gewesen, ein weißes Hemd sei passender für den Anlass und wirke weitaus professioneller. Seine Worte klangen in ihr nach, während sie hinausblickte. Seit Minuten kreisten sie schon über der Stadt, sie würde sich verspäten. Sie sah Hochhäuser, Straßen, Brücken, Parkanlagen, einen Fluss, der sich in einem graubraunen Bogen mitten durch die Stadt wand. Alles da unten ist fremd, dachte sie, und irgendwo in einem dieser Häuser, die aus der Distanz

wie Spielzeughäuser aussehen, werde ich die nächsten drei Monate verbringen. So lautete die Bedingung.

Es sei für alles gesorgt, hatte R. in seinem Brief versichert, „Sie werden sich um nichts zu kümmern brauchen“.

Unter ihnen flog ein anderes Flugzeug, es sah aus, als hinge es an unsichtbaren Schnüren in der Luft. Ungeduldig wippte Helen mit dem Fuß; schließlich versuchte sie, die Zeitung zu lesen, die sie in der Flughafenlounge mitgenommen hatte. Aber sie kam nicht über die erste Seite hinaus, las immer wieder denselben Artikel. Er handelte von einem spektakulären Kunstraub. Drei weltberühmte Bilder waren am helllichten Tag aus einem Museum gestohlen worden. Die Vorstellung, wie drei maskierte Männer mit je einem Gemälde unterm Arm aus dem Museum spazieren konnten, amüsierte sie. Ein kleines Foto neben dem Artikel zeigte den Museumsdirektor, fassungslos und mit ziemlich dümmlichem Gesichtsausdruck in die Kamera schauend. Darunter stand in kursiver Schrift: *Ist mein Museum ein Selbstbedienungsladen?* Hätte man dem Künstler zu Lebzeiten prophezeit, dass seine Bilder ein paar Jahrzehnte nach seinem Tod Millionen wert sein und sie gar zum Objekt eines Kunstraubes werden würden, hätte er einen bestimmt für verrückt erklärt. Helen kam die Diskussion wieder in den Sinn, die sie kürzlich mit Gabriel geführt hatte. Sie stritten sich über die

Frage, ob es eine objektivierbare Aussage über Kunst gebe, eine von jedermann nachvollziehbare Bewertung. Helen hatte dabei die Ansicht vertreten, Bewertungen geschähen völlig willkürlich und seien in vielen Fällen auch absurd und unangemessen.

Es war eines ihrer typischen Streitgespräche, die sich über Stunden hinziehen konnten. Auslöser war die Eröffnung einer Ausstellung. Die Galerie war so voll, sie mussten sich mit beiden Ellbogen einen Weg durch die Menschenmenge bahnen. Mindestens die Hälfte der Bilder war bereits verkauft und mit einem roten Punkt versehen. Sie war verärgert, weil Gabriel ihr unterstellte, eifersüchtig auf den Erfolg des Künstlers zu sein.

„Du irrst dich, es sind die Bilder“, hatte Helen ihrem Bruder erwidert, „es macht keinen Unterschied, ob er sie verkauft oder nicht, sie sind und bleiben schlecht.“

Darin waren sie sich einig gewesen. Die Bilder waren gerade einmal gefällig. Selbstportraits, die den Künstler bei der Arbeit im Atelier zeigten. Stadtansichten mit dramatisch gemaltem Himmel. Ein Marktplatz im Regen, nasses Kopfsteinpflaster, ein roter Regenschirm. Technisch gekonnt und geschickt inszeniert, aber es fehlte ihnen jedes Geheimnis. Nur ein kleines, etwas abseits hängendes Bild von Kindern am Strand gefiel Helen. Es war der Moment kurz vor der Dämmerung, dann, wenn es kühl wird. Die Kinder kommen aus dem

Meer, man spürt, wie sie genug haben vom Spiel, nach ihren trockenen Kleidern suchen und nach Hause wollen, in die Wärme.

Helen trank den Champagner mit einem Schluck aus. „Gehen wir“, sagte sie kurz angebunden, „ich brauche dringend frische Luft.“ Gabriel hatte beim Hinausgehen noch die Preisliste mitgenommen und ausgerechnet, wie viel Galerie und Künstler an diesem Abend verdient haben mussten. An der Theke einer Bar diskutierten sie dann bis um drei Uhr morgens. Helen erinnerte sich an die hitzige Unterhaltung und daran, wie unbefriedigend sie ausgegangen war.

„Es ist einer, der eben genau weiß, was die Leute wollen“, hatte Gabriel sich in Rage geredet, „das bürgerliche Publikum sucht die Boheme, es kann sich beim Kunstgenuss entspannen und darf bei alledem noch auf Spekulationsgewinne hoffen. Es gilt doch überall das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Ob es sich um ein Kunstwerk oder eine Dose Erbsen handelt, das Prinzip ist immer dasselbe, es ist das Prinzip Erfolg oder kein Erfolg.“ Aber Helen beharrte, dass es noch etwas mehr gab, geben musste, etwas, das man nicht unbedingt bewerten und einordnen konnte. „Du bist und bleibst eine Romantikerin“, hatte Gabriel erwidert. „Du suchst nach dem Unerreichbaren. Dabei sieht man in den Galerien doch immer mehr Dinge, die besser nicht als Kunst, sondern lieber als Einrichtungsgegenstände zwischen Tapeten, Kerzenstän-

dern und anderem Mobiliar verkauft werden sollten.“ Sie gab insgeheim ihrem Bruder recht. Doch etwas musste es geben, das jenseits lag von plumphen Gesetzen des Marktes. Sie wusste, dass sie recht hatte, konnte aber nicht einmal sich selbst erklären, warum.

Mit einem unsanften Ruck berührten die Räder des Flugzeugs den Boden. Holpernd rollten sie über die Landebahn. Helen hielt sich an der Armlehne fest. Sobald sie das Gate erreichten, stopfte sie die Zeitung in das Netz am Vordersitz und sprang auf. Sie konnte es nicht erwarten, aus dem Flugzeug zu kommen. Draußen war die Luft heiß und stickig, Helen lockerte den Kragen, der ihr viel zu eng schien, ihr in der Hitze das Gefühl gab, zu ersticken. Sie rannte durch den langen Flur zur Passkontrolle, wollte in der Warteschlange so weit vorne wie möglich sein, nicht noch mehr Zeit verlieren. Mit dem Pass fächelte sie sich frische Luft zu. Sie schaute auf die Uhr. Sie würde mindestens eine halbe Stunde zu spät sein.

„Einen schönen Aufenthalt“, sagte der Zollbeamte noch und gab ihr den Pass zurück.

In der Gepäckausgabe schob das Laufband Lucilles Koffer mit träger Langsamkeit heran. Er war aus hellem Kalbsleder, mit vergoldeten Riemen und Schnallen. Der Koffer war ein altes Stück, sah aber aus wie neu.

Helen hatte ihn nach Lucilles Tod bei der Auflö-

sung der Wohnung unter ihrem Kleiderschrank entdeckt. Ein wertvoller Fremdkörper in Lucilles Sachen. Nach alledem, was Helen wusste, war Lucille in ihrem ganzen Leben nie verreist. Hatte sie einmal eine Reise geplant, die dann aber aus Zeit- und Geldmangel oder einem anderen, vielleicht sogar tragischen Grund nie zustande gekommen war? Helen stellte sich vor, wie die noch jugendliche Lucille den Koffer in einem Schaufenster gesehen und ihn in einem seltenen Moment von Sorglosigkeit gekauft hatte, getrieben von der Sehnsucht, fortzukommen, irgendwo weit weg in der Ferne ein neues Leben anzufangen. Was immer es war, was Lucille dazu bewogen hatte, sich den Koffer anzuschaffen, es umgab ihn ein Rätsel. Doch Helen war sich sicher, Lucille hätte sich darüber gefreut, ihn in ihren Händen zu wissen. Erst sie verlieh ihm jetzt einen Sinn, wo er doch jahrzehntelang nutzlos herumgelegen hatte und verstaubte. Ihre Reise war die Erfüllung dessen, was Lucille zu Lebzeiten nur träumen durfte.

Helen drängte sich durch die wartende Menge nach vorn, hob den Koffer mit beiden Händen vom Laufband und eilte damit in Richtung Ausgang. Aber der Koffer war schwer, und da er sich nicht wie die neuen Koffer auf Rollen ziehen ließ, lief sie gebückt und kam nur mit einiger Mühe und außer Atem beim Taxistand an. Sie streckte dem Taxifahrer den Zettel mit der Adresse hin. Der Fahrer hob

die Augenbrauen, schaute sie an und dann wieder die Adresse, als wollte er herausbekommen, wie das eine zum anderen gehörte.

„Sind Sie zum ersten Mal hier?“, fragte er, nachdem er den Koffer verstaut und den Motor gestartet hatte. Der misstrauisch-neugierige Ton in seiner Stimme war ihr unangenehm.

„Ja“, sagte sie und blickte verlegen aus dem Fenster, „ich bin zum ersten Mal hier, aber ich bleibe für ein paar Monate.“

Sie erreichten eine Schnellstraße, neben der ein großes Willkommensschild mit dem Wappen der Stadt auftrug, ein Greif mit heraushängender Zunge.

„Sie wohnen jedenfalls in der feinsten Gegend.“ Er sah sie durch den Rückspiegel prüfend an, aber Helen schwieg.

„Dort drüben ist das Stadtzentrum.“ Auf der linken Seite konnte Helen eng nebeneinanderstehende Wolkenkratzer sehen. Die Sonne spiegelte sich in den Glas- und Aluminiumfassaden der Skyline, gleißende Lichter, die in den blauen Himmel stachen.

Geblendet von der Helligkeit, hielt sie die Hand vor die Augen. „Eine wirklich moderne Stadt“, sagte der Taxifahrer nicht ohne Stolz und richtete sich etwas auf.

Sie hatten die erste Ausfahrt genommen und fuhren jetzt eine Landstraße entlang durch einen Wald. Hohe Eichenbäume hielten die Straße im

Schatten, Helen blickte sich fragend um, als der Taxifahrer kurzerhand in eine von Rhododendren gesäumte Einfahrt bog und dort vor einem gewaltigen schwarzen Tor anhielt. Sie hatte mit einer längeren Fahrt gerechnet, das sollte die feinste Gegend der Stadt sein? Mitten im Wald? Man konnte das Haus nicht einmal sehen. Das Tor und links und rechts davon eine hohe, mit Stacheldraht versehene Mauer verwehrten jeden Blick.

„Wo führt die Straße denn noch hin?“, fragte Helen den Taxifahrer, aber der lachte nur: „Ins Stadtzentrum; aber zu Fuß dauert es Stunden.“

Helen bezahlte ihn, und ohne noch etwas zu sagen, fuhr er mit aufheulendem Motor davon. Helen ging auf das Tor zu, stellte den Koffer ab und suchte nach dem Klingelknopf. Auf einem schwarzen Schildchen stand ein golden eingraviertes R.

Der Moment war gekommen, den sie so gefürchtet hatte, der Moment, in dem sie die Schwelle zu einer völlig fremden Welt übertreten würde.

Noch konnte sie umkehren. Sie ging noch einmal zur Straße zurück. Ein Lastwagen fuhr donnernd an ihr vorbei, ihm folgten mehrere Taxis in Richtung Flughafen. Stunden würde es dauern, zu Fuß ins Stadtzentrum zu kommen.

Wie oft hatten Gabriel und sie das Für und Wider abgewogen, und immer waren sie zum selben Schluss gekommen: Sie musste es machen. Das Angebot war zu überwältigend gewesen. Auch Lucille hätte es so gewollt.

„So ein Angebot auszuschlagen wäre ein Verbrechen“, hätte sie gesagt. „So eine einmalige Chance nicht wahrzunehmen würde man ein Leben lang bereuen.“ Nein, es gab kein Zurück mehr für sie. Sie konnte nicht mehr umkehren.

„Denke daran, um wie viel sorgloser und freier unser Leben danach sein wird“, so Gabriels letzte Worte, als sie sich an diesem Morgen auf dem Flughafen voneinander verabschiedeten. Sie hatte sich entschieden. Sie würde es tun. Für ihre und Gabriels Zukunft. Und für Lucille, die nie eine solche Chance bekommen hatte.

Es war, als stünden Gabriel und Lucille jetzt hinter ihr, während sie auf das große Tor zuzuging und ihre Hand zum Klingelknopf hob.

Das Tor öffnete sich lautlos, langsam schoben sich die mächtigen eisernen Flügel zur Seite. Helen ging ein paar Schritte über den Kiesweg der Einfahrt und blieb dann stehen, hielt den Koffergriff umklammert, wie um sich an ihm festzuhalten. Sie hielt den Atem an. In einiger Entfernung, am Ende der großzügigen Auffahrt, erhob sich vor ihr eine prachtvolle Villa. Der Tempelportikus mit seinen hohen Säulen, die großen, mit Giebeln versehenen Fenster, der imposante Treppenaufgang mit den schweren Terrakotta-Töpfen, in denen Oleander blühte, strahlten eine kalte klare Ordnung aus.

Auf der linken Seite, etwas abseits im Grün des Parks, bemerkte sie ein kleines Haus, dessen Fas-

sade vollständig mit Efeu bedeckt war. Wie geduckt stand es dort im Schatten des Haupthauses. Mit einem leisen, metallenen Schnurren schloss sich hinter ihr das Tor, gleichzeitig öffnete sich vor ihr die hohe hölzerne Kassetentür der Villa. Ein grauhaariger älterer Mann in Livree kam ihr mit schnellen Schritten entgegen, nahm ihr ohne Umstände den Koffer ab. „Ich bin Joseph“, sagte er mit einer leisen und angenehmen Stimme, „seien Sie herzlich willkommen.“ Sie folgte ihm zur Treppe, und da stand schon R. im Türrahmen und winkte ihr zu. Er schien noch kleiner, als sie ihn in Erinnerung hatte, was vielleicht an dem dunkelblauen Hausanzug oder Pyjama lag, der für seine schmale Statur viel zu groß wirkte. Das Oberteil hing auf der Seite aus der Hose heraus. Es war ihr sofort unangenehm, von R. in diesem Aufzug begrüßt zu werden, es war ihr zu privat, ja intim, er vermittelte ihr den Eindruck, entweder gerade erst aus dem Bett gekommen zu sein oder aber allein und ungestört den Tag vor dem Fernseher verbringen zu wollen, und dass ihre Ankunft in jedem Falle ungelogen kam.

Helen zögerte, sie wusste nicht recht, wie sie ihn begrüßen sollte, schließlich hatten sie sich erst einmal gesehen. Aber R. umarmte sie sogleich in locker-lässiger Manier, so, als ob sie alte Freunde wären und sich schon lange kennen würden.

„Wie wunderbar alles geklappt hat!“, rief er zufrieden aus. Helen nickte und wollte Joseph und ih-

rem Koffer ins Haus folgen, doch R. hielt sie zurück.

„Nein. Warten Sie doch“, sagte er. „Bevor Joseph Sie in Ihr Zimmer bringt, möchte ich Ihnen erst etwas zeigen.“

Und kaum hatte er das gesagt, kniete er schon neben einer der Säulen nieder. Erst dachte Helen, er habe dort etwas verloren und sie solle ihm suchen helfen, aber dann wies er mit dem Finger auf den Sockel der Säule. Was auf den ersten Blick wie eine Delle aussah, waren in den Stein gemeißelte Initialen: R. S. Der Anblick eines älteren Mannes, wie er vor ihr in die Knie ging, war Helen in höchstem Maße peinlich, sofort wich sie einen Schritt zurück.

„Schau!“, sagte er und deutete mit dem Finger wieder auf die Initialen. „Schauen Sie!“, wiederholte er jetzt mit drängender Stimme, die Helen unvermittelt an eine Szene denken ließ, die sie wenige Tage zuvor in einem Park beobachtet hatte: Ein etwa dreijähriges Kind rief nach seiner Mutter, nachdem es im Sandkasten einen Hügel geformt hatte. Immer wieder hatte es mit quengelnder, hartnäckiger Stimme „Schau!“ gerufen; schließlich schrie es und zupfte die Mutter verzweifelt am Hosenbein, wurde erst still, nachdem die Mutter endlich den Kopf zu ihm gedreht und den Hügel aus Sand zustimmend und lobend betrachtet hatte. Dann erst war der Hügel vollendet. Helen starrte ratlos auf R. hinunter, auf seinen Mund, wie

er das Wort „Schau!“ formte. Er deutete immer wieder auf die Initialen, wie auf einen Beweis, ein Beweis für was? Und in diesem Moment, da Helen das dachte und ihren Gastgeber, ihren Auftraggeber, so auf den Knien sah, in einer so überaus lächerlichen Haltung, lief sie auf der Stelle rot an. Ein brennender Strom der Scham durchfuhr ihr Gesicht, und sie wusste nichts anderes zu tun, als ihm zuzunicken und ihm die Hand entgegenzustrecken, damit er wieder aufstehen konnte.

Als sie den Auftrag angenommen hatte, hatte sie sich nicht die geringste Vorstellung davon gemacht, wie es bei R. aussehen würde. Doch Gabriel hatte sie vorgewarnt. „Was auch immer ist, benimm dich so, als wäre es normal und selbstverständlich.“ Aber Helen war auf das Ausmaß eines solchen Reichtums, wie er sich hier vor ihren Augen eröffnete, nicht vorbereitet. Die Eingangshalle war eine gotische Kirche, in der man sich augenblicklich klein und nichtig vorkam. Ein riesiger Lüster aus geschliffenem Kristall hing von der Decke. Genau in der Mitte der Halle stand ein runder Tisch, darauf eine reich verzierte Vase, aus der der üppigste Blumenstrauß quoll, den sie in ihrem Leben je gesehen hatte. Er musste eben erst geliefert worden sein, die Blumen sahen so frisch aus, als wären sie gerade geschnitten worden. Sie blickte in das betäubende Arrangement aus Lilien und exotischen Blüten, deren Namen sie nicht

kannte; am liebsten hätte sie den Kopf hineingesteckt, um daran zu riechen, aber der Strauß war zu hoch oben auf dem Tisch und für sie außer Reichweite. Sie merkte, wie R. lächelte; es schien ihn zu amüsieren, wie sie gebannt stehen geblieben war.

„Kommen Sie ruhig weiter“, sagte er mit gebieterrisch einladender Geste, „ich werde Ihnen eine Führung durch das Haus geben.“ Im Kaminzimmer stolperte sie, ihre Füße versanken in einem Teppich, der so tief und weich war wie ein Sumpf. Von den ausladenden, mit apricotfarbenem Chintz überzogenen Sofas aus konnte man durch die verschiebbare Glastür direkt in den Garten blicken. Die Tür zur Veranda war geöffnet; auf der Schwelle blieb sie stehen. Vor ihr breitete sich eine parkähnliche Anlage aus, der gestutzte Rasen war von alten Bäumen gesäumt, die die Mauer dahinter verdeckten. Eine Markise hielt die Veranda im Schatten, und erst jetzt bemerkte Helen die weiße Katze, die dort zusammengerollt auf einem der Korbstühle lag.

„Tiara!“, rief R. Die Katze spitzte ihre Ohren, hob träge den Kopf und blickte die Ankömmlinge mit großen, gleichgültigen Augen an, als wären sie es nicht wert, dass sie sich auch nur einen Millimeter von der Stelle rührte, senkte dann den Kopf wieder und döste weiter. Helen hegte augenblicklich eine Abneigung gegen die Katze, wie sie es noch nie zuvor bei einem Tier empfunden hatte. Sie er-

kannte sofort, wie unausstehlich verwöhnt die Katze war.

Vor den hohen Tannen- und Eichenbäumen, die eine dunkle Wand um den Rasen bildeten, erhob sich ein Pavillon aus Glas.

„Dort befindet sich der Pool“, sagte R. „Der Pavillon ist immer geöffnet, Sie können den Pool benutzen, wann immer Sie möchten“, fügte er großzügig hinzu.

Helen nickte wie abwesend und wollte in das Zimmer gehen, in dem sie durch die geöffnete Tür Bücherregale sehen konnte, die bis unter die Decke reichten, aber R. hielt sie zurück. „Ach, hier ist nur die Bibliothek“, sagte er, wie gelangweilt über die Tatsache, eine große Bibliothek zu besitzen. Stattdessen führte er sie in das Speisezimmer. Es war mit einer dunkelrot gestreiften Tapete ausgekleidet. Aufwendig verzierte Leuchten aus Gold hingen an der Wand, und Helen bemühte sich, nicht überwältigt zu wirken, und gab nur hin und wieder ein staunendes „Ohh“ von sich, woraufhin R. bestätigend nickte.

Der Esstisch war lang genug, um zwanzig Menschen Platz zu bieten. „Mahagoni und Rosenholz“, sagte R. und klopfte auf den Tisch, um die Qualität des Holzes zu beweisen.

Die Gästezimmer waren unterschiedlich eingerichtet, es gab ein afrikanisches Zimmer mit Buschtrommeln als Nachttischchen, ein chinesisches Zimmer mit Kalligraphien an den Wänden und

kostbaren Seidenteppichen. Alle waren perfekt hergerichtet und bereit für Gäste.

Ein geschwungener, mit mächtigen Balustraden versehener Treppenaufgang führte in das obere Stockwerk. Er erinnerte sie an den Treppenaufgang eines Schlosses, das sie einmal zusammen mit Lucille und Gabriel besucht hatte, in dem man durch die originalgetreu erhaltenen Räume einer Königsfamilie spazieren konnte, Möbel, Geschirr, ja selbst die königlichen Kleider wurden präsentiert, und R.s Villa mit ihrem aufwendigen Dekor und den sorgfältig arrangierten Einrichtungsgegenständen erinnerte sie jetzt an dieses Schloss – mit dem Unterschied allerdings, dass hier tatsächlich jemand lebte.

Die Führung schien kein Ende zu nehmen. Sie kamen durch ein hellgrünes Frühstückszimmer. Auch hier wertvolle Möbel aus Edelhölzern, und R. erklärte ihr, alles sei nach Maß und seinen Angaben angefertigt. In alle Möbel waren seine Initialen eingeritzt.

„Ich zeige Ihnen jetzt etwas Besonderes“, sagte er. Das Schlafzimmer, das sie betraten, war ganz in Dunkelblau gehalten. Über dem Bett hing ein Baldachin, wie sie ihn einmal in einem Film über einen Kaiser gesehen hatte. Die dunklen Brokatvorhänge, gerafft von goldenen Kordeln, hingen schwer auf den Boden.

Im Badezimmer, das vollständig mit Marmor ausgekleidet war, gab es eine runde Wanne, in der